

KBA 2006

Karl Gerhard Steck

D e r a l t e T u r m h a h n  
Karl Barth zum achtzigsten Geburtstag

In der Mitte seiner Jahre hat Karl Barth sich einmal verglichen mit einem, "der, in einem dunklen Kirchturm treppaufwärts tastend, unvermutet statt des Geländers ein Seil ergriffen, das ein Glockenseil war, und nun zu seinem Schrecken hören mußte, wie die große Glocke über ihm soeben und nicht nur für ihn bemerkbar angeschlagen hatte". Er habe das nicht gewollt und er könne und werde es nicht wiederholen wollen. Nun, das Echo am heutigen 10. Mai 1966 zeigt vielleicht doch, daß der Ton der großen Glocke über ihm inzwischen nicht verklungen ist. Und das Bild des unwillkürlichen Glöckners gäbe manches her zum Verständnis und zur Beleuchtung dessen, was der Basler Theologe für unser Jahrhundert bedeutet.

Aber unwillkürlich geht der Blick dessen, der den Mann im dunklen Kirchturm sich aufwärts tasten sieht, noch ein wenig weiter hin nach oben, und bleibt plötzlich haften am Turmhahn auf der Spitze. "In Sturm und Wind und Regennacht/ hab ich allzeit das Dorf bewacht...", heißt es bei Mörike, "als ein Zierat und Wetterfahn". Das Bild ist so übel nicht und vermittelt manches, was dem Betrachter und Zeitgenossen meist so deutlich nicht vor Augen steht. Dabei können längst nicht alle Assoziationen, die sich einstellen, hier ans Licht gebracht werden.

Immer haben sich Freunde und Gegner Karl Barths gefragt, worin eigentlich seine unvergleichliche Wirkung bestehe. Man bemerkt leicht das besondere Sensorium, mit dem er zu allen Zeiten auf seine Gegenwart reagierte. Und die Kunst seiner Sprache von den fast expressionistischen Anfängen bis zur klassischen Einfachheit der späten Werke, insbesondere seiner Predigten im Basler Gefängnis und ~~der~~ <sup>der</sup> seiner letzten Vorlesung aus dem Wintersemester 1961/2, einer "Einführung in die evangelische Theologie" (Zürich 1962). Obgleich Sohn eines schweizerischen Universitäts-theologen, hat er die Karriere des Vaters nicht eingeschlagen, sondern den Beruf des Pfarrers auf sich genommen, für den Schüler der kritisch-liberalen Theologie vor 1914 nicht weniger problematisch als für einen jungen Menschen heute. Aus den inzwischen veröffentlichten Briefen, die von 1914 bis 1925 zwischen ihm und dem Freund Eduard Thurneysen hin und her gingen, erfahren wir, was die Gemüter bewegte: die Fragen des sozialen und politischen Lebens

und der Versuch, in der Umwelt von damals die christliche Wahrheit sinnvoll und wirksam weiterzugeben. Das protestantische Erbe schien erschöpft; die deutschen Theologen, noch immer als Lehrer respektiert, hatten sich durch ihre kriegerisch-patriotischen Manifeste kompromittiert; aber auch die neuen Programme des religiösen Sozialismus und anderer Reformbewegungen vermochten nicht, die Lethargie der einen zu beleben und aus den Aufregungen der andern für die Aufgabe der Christenheit Nutzen zu ziehen. An Wind und Wetterfahnen fehlte es nicht; aber welches war der Wind des göttlichen Geistes?

Da war nun freilich, wie zu allen Zeiten, das Wort der Bibel, die Heilige Schrift, an deren Auslegung nun einmal die protestantische Predigt gebunden ist. An wissenschaftlicher Bemühung und am kirchlichen Herkommen fehlte es nicht. Nur der Geist war damit nicht von selbst gegeben. Karl Barth entdeckte: "Paulus hat als Sohn seiner Zeit zu seinen Zeitgenossen geredet. Aber viel wichtiger als diese Wahrheit ist die andere, daß er als Prophet und Apostel des Gottesreiches zu allen Menschen aller Zeiten redet!... Was einmal ernst gewesen ist, das ist es auch heute noch und was heute ernst ist und nicht bloß Zufall und Schrulle, das steht in auch in unmittelbarem Zusammenhang mit dem, was einst ernst gewesen ist." So konnte er von seinem "Römerbrief" (1919) sagen, man werde es dem Buch anspüren, daß es mit Entdeckerfreude geschrieben ist. "Die kräftige Stimme des Paulus war mir neu und es ist mir, als müßte sie auch manchen andern neu sein". - Alles was Karl Barth in den fünf Jahrzehnten seither geschrieben und gelehrt hat, atmet diese Entdeckerfreude und hält den Stürmen der Zeit stand.

"... hab ich allzeit das Dorf bewacht." Lehre und Leben der Christenheit scheinen von außen oft unerschütterlich festgelegt zu sein. In Wirklichkeit sind sie für jeden Wandel anfällig. Wer kann wissen, was Wandel zum Schlechten und zum Besseren ist? Will man nicht von der Hand in den Mund, von den Eindrücken des Augenblicks leben, so bedarf es ständiger kritischer Aufmerksamkeit und umfassender Besinnung. Wer in diesen Jahrzehnten "das Dorf bewachen" wollte, hatte alle Hände voll zu tun. Verleugnung und Verfälschung drohen immer, und mit der bloßen Rezitierung hergebrachter Formeln war es nicht getan. Das Bewachen war und ist Sache der Theologie. Karl Barth wollte und konnte nie etwas anderes sein als Theologe, nichts sonst treiben als theologische Arbeit. Unter den überlieferten Formen theologischer Arbeit hat sich ihm im Lauf der Zeit - inzwischen war er längst Professor geworden! - die scheinbar obsoleteste und lebensfremdeste als geeignetste erwiesen und bewährt: die Form der

kirchlichen Dogmatik, der er seit 1932 mit ganzer Konzentration sich widmete. Seit Thomas von Aquin ist ein so universaler Entwurf der christlichen Lehre nicht mehr hervorgebracht worden.

Es ist ziemlich müßig zu fragen, ob Karl Barths Wirkung auf die Zeit mehr von seinem Hauptwerk oder von seiner übrigen Autorschaft und den in ihr geschehenden Entscheidungen herrührt. In der Tat hat er "das Dorf bewacht" auf jede mögliche Weise. Ohne seine Schriften zur "Theologischen Existenz heute" wäre der Weg von Kirche und Theologie vor und nach 1933 noch unsicherer und unglaubwürdiger geworden. Freunde und Gegner sind sich einig, daß ohne diese Schweizer Stimme, die auch nach Karl Barths erzwungenem Übergang von Bonn nach Basel im Jahr 1935 im deutschen Bereich nicht völlig verstummt, der Kirchenkampf kaum neue Horizonte bekommen hätte. Seither kann bei uns die überlieferte politische Askese der Christenheit, die meist nur eine einseitig-konservative Stellungnahme verhüllt, nur mehr mit schlechtem Gewissen empfohlen und geübt werden. Auch die unablässige Warnung vor der so naheliegenden Anti-Kommunismus der Kirchen in West und Ost, mit dem nach 1945 Karl Barth so viele überrascht und geärgert hat, wird in ihrer Notwendigkeit verständlich, wenn man sich klarmacht, wie versuchlich und verderblich jeder derartige politische Pragmatismus der Christen wäre.

Der alte Turmhahn der Mörike'schen Idylle ist von seinem hohen Sitz heruntergeholt worden. Menschliches Leben und Wirken ist auch nicht stabiler als Kirchengesetz. Karl Barth wäre nicht der, der er ist, wollte er sich und uns verwehren, dabei nachdenklich zu verharren. Schon 1928 notierte er nicht ohne Amusement, wie man von ihm sagte, "daß er schon leise anfängt, ein Mann von gestern zu werden". Er meinte damals: "Habe ich dazu die "Zeit" und die "Geschichte" so gering geachtet, wie man es mir wenigstens vorgeworfen hat, daß ich gekränkt sein dürfte, wenn man mir nun ankündigt, daß auch mein Tag einen Abend haben und einmal ein gestern gewesener Tag sein werde". Der Wunsch Eduard Thurneysens, es möge dem Freund ein langes Leben gewährt werden, ist so in Erfüllung gegangen, daß der Mann von gestern ein Mann von heute geblieben ist. Wir tun gut, dabei nicht nur die Stabilität des Achtzigjährigen zu bewundern und ihn und uns dazu zu beglückwünschen, sondern der Stabilität der christlichen Wahrheit inne zu werden. Für das "Bewachen des Dorfes" werden die Zuständigen bis auf weiteres von ihm zu lernen haben.